

**Gedenkgottesdienst „100 Jahre Völkermord an den Armeniern“ zu Beginn der 9. Tagung der 12. Landessynode am 23.04.2015 in der Klosterkirche Haydau.**

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus, der tot war – und siehe, er lebt.

Predigttext: **Offenbarung 7,17**

*„Das Lamm mitten auf dem Thron wird sie weiden und leiten zu den Quellen des lebendigen Wassers, und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen.“*

Es begann vor genau hundert Jahren, liebe Schwestern und Brüder: Auf Anordnung der jungtürkischen Regierung waren am 24. April 1915 die armenischen Intellektuellen, die in der damaligen osmanischen Hauptstadt Istanbul lebten, festgenommen und im Landesinnern ermordet worden. Es folgten die Deportationen aller Armenier aus den Gebieten des osmanischen Reichs, in denen sie jahrhundertlang friedlich gelebt hatten, in die syrische Wüste. Dort wurden sie umgebracht. Im Zuge der Vernichtungsaktionen verloren etwa 1,5 Millionen Armenier und Angehörige anderer christlicher Minderheiten ihr Leben. Es ist verbürgt, dass diese Menschen keinerlei Gefahr für den Staat darstellten. Selbst staats-treue türkische Historiker bestreiten nicht, dass Hunderttausende der Deportierten an Seuchen und Hunger starben. Nur habe keine prinzipielle Vernichtungsabsicht bestanden, betonen sie. Es handele sich um eine menschliche Tragödie, aber nicht um einen dezidierten Völkermord. Dass im Zuge der Vernichtungsmaßnahmen auch rund zweitausend Kirchen, Klöster, Friedhöfe, Schulen und Wohlfahrtseinrichtung enteignet oder zerstört wurden, sei nur erwähnt, weil auch dies Ausdruck eines Willens war, alle Spuren christlicher Kultur in der Türkei zu beseitigen.

Erst allmählich setzt sich die Einschätzung durch, dass es sich bei der Vertreibung und Vernichtung der Armenier um einen zielgerichteten Völkermord, einen der ersten im 20. Jahrhundert, gehandelt hat. Die Türkei als Rechtsnachfolger des osmanischen Reich weigert sich bis heute, dies anzuerkennen. Man befürchtet Regressansprüche. Also bleibt der Völkermord an den eigenen Untertanen weiterhin ein gesellschaftliches Tabu – bis 2008 sogar noch gestützt durch einen Paragraphen im türkischen Strafgesetzbuch, der ausdrücklich die „Beleidigung des Türkentums“ unter Strafe stellte. Für manchen Türken ist es bis heute ein schlimmes Schimpfwort, wenn man zu ihm „Du Armenier“ sagt. Die Gräben sind tief, und nur zögerlich gibt es in einigen Teilen der türkischen Gesellschaft die Bereitschaft, sich ernsthaft mit den Schattenseiten der eigenen Geschichte auseinanderzusetzen. Wer dies aber allzu sehr und zudem allzu öffentlich tut, muss weiter damit rechnen, zumindest mundtot gemacht zu werden.

Wir als Deutsche haben freilich keinen Grund, uns im Zusammenhang des Völkermords an den Armeniern mit weißer Weste darstellen zu wollen. Alle Gräueltaten waren in Berlin bekannt. Es gab fortlaufende Berichterstattungen. Immer wieder wurde auf diplomatischem Weg eine Intervention Deutschlands gefordert. Aber man schwieg lieber aus militärtaktischen Erwägungen. Schließlich tobte ja der Erste Weltkrieg. Da wollte man den osmanischen Verbündeten nicht verstören oder gar verlieren. Und so ging das Morden unbehelligt weiter – bis zum bitteren Ende. Jene Armenier, die die Vernichtungsaktion überlebten, fanden nach der Niederlage des osmanischen Reichs im unabhängig gewordenen Armenien eine neue Heimat oder zerstreuten sich auf alle fünf Kontinente.

Außerhalb des vergleichsweise kleinen armenischen Staates leben heute mehr Armenier als dort. Zur Erfahrung des armenischen Volkes, das schon im Jahr 301 das Christentum als Staatsreligion übernahm, gehört die tiefe Erfahrung der Diaspora unauslöschlich hinzu.

Heute Abend findet im Berliner Dom der Ökumenische Gottesdienst zum Gedenken an diesen Völkermord statt. Auch der Bundespräsident wird daran teilnehmen und im Anschluss das Wort ergreifen. Man darf gespannt sein, ob er als erster namhafter deutscher Politiker offiziell von „Völkermord“ sprechen wird. Bisher hat das die Bundesrepublik nicht getan. Man könnte ja den Nato-Partner Türkei mit seiner wichtigen geostrategischen Lage verärgern. Kommt einem bekannt vor. War schon vor hundert Jahren so! Es wäre an der Zeit, endlich zur Wahrheit zu stehen.

Während dieser Synodaltagung werden wir uns mit der aktuellen Lage der Christen besonders im Orient befassen. Selbstkritisch müssen wir eingestehen, dass wir lange zur Unterdrückung und Verfolgung von Christen in anderen Teilen der Erde geschwiegen haben. Das schien nicht opportun zu sein. Allmählich wird uns bewusst, unter welchem Druck unsere christlichen Glaubensgeschwister gerade in islamischen Ländern stehen: Syrien, Libanon, Ägypten, Irak, Türkei – alles Länder, in denen das Christentum über viele, viele Jahrhunderte hin beheimatet war, ja wo es seinen Anfang nahm und jetzt an sein Ende zu kommen scheint. Und die Liste hat sich verlängert: Sudan, Nigeria, Pakistan. Überall fordert es Mut und ungeheure innere Kraft, dazu zu stehen, dass man Christ ist – und Christ bleibt. Wir können es uns in unserem wohltemperierten Klima in Deutschland oft gar nicht vorstellen, was es für Christen in anderen Ländern bedeutet, rechtlos zu sein oder gesellschaftlich an den Rand gedrängt zu werden. Kirchen brennen, Gläubige werden getötet oder entführt. Auch wenn es manche nicht hören wollen: Das Christentum ist die am stärksten verfolgte Religion der Welt!

Fremd ist diese Erfahrung den Christen nie gewesen. Das Martyrium hat das Christentum von Anfang an begleitet. Schon in den Schriften des Neuen Testaments spiegelt sich das wider. Gerade die Offenbarung des Johannes, aus der wir einen Abschnitt gehört haben, versteht sich als ein

Trostbuch für die Verfolgten. Da geht es um Standhaftigkeit angesichts von Unterdrückung und Ausgrenzung, da geht es auch um die Gefahr, dem Glauben wieder abzuschwören, und es geht immer um Leben und Tod. Für den Seher Johannes gehört die Bereitschaft zum Leiden geradezu zu den Kennzeichen wahren Christseins. Und nicht nur für ihn. Vom lateinischen Kirchenvater Tertullian stammt ein Satz, der ihn mehr berühmt gemacht hat als alle seine Werke: „Das Blut der Märtyrer ist der Samen der Kirche.“ Das trifft, liebe Schwestern und Brüder, aufs Ganze gesehen zu.

Wir erleben gegenwärtig mehr denn zuvor, was es für viele Menschen in anderen Ländern bedeutet und was es sie kostet, als Christen zu leben. Trotz aller Unterdrückung und Gefahr lassen sie sich nicht abbringen von ihrem Glauben. Aber sie fühlen sich schwach und ausgeliefert. Sie brauchen nicht nur Stärkung durch Gottes Nähe, sondern auch unser Gebet und unseren Beistand! Niemand kann für sich allein Christ sein. Diese wahrhaft ökumenische Einsicht wird hier konkret! Es geht darum, Solidarität mit denen zu verwirklichen, die in vielem anders sind als wir, aber die mit uns im Glauben an den auferstandenen Christus vereint sind. Ihr Geschick darf uns nicht kalt lassen. Wir können nicht wegschauen, wie es die Christenheit in Deutschland 1915 aus Staatstreue überwiegend getan hat. Die Christen in der Diaspora warten auf uns, warten auf unsere Fürbitte, auf unser Eintreten für ihre Belange bei unseren politischen Gesprächen. Und wenn sie – aus ihrem Land vertrieben – vor unserer Tür stehen, dann warten sie darauf, bei uns aufgenommen zu werden. Das ist nicht nur ein Gebot der Humanität, sondern ein Zeichen unserer christlichen Gemeinschaft, die Länder, Sprachen und Völker überschreitet und konfessionelle Begrenzungen überwindet.

Wir sind gefragt, das Wort zu ergreifen und unseren Worten Taten folgen zu lassen. Unsere Aufmerksamkeit und unsere Wachsamkeit sind gefordert. Wir können das in der Kraft des auferstandenen Christus tun, der

